

Raoul Biltgen: Schmidt ist tot. Roman. Verlag Wortreich, Wien 2017, 304 Seiten, € 19,90

Der in Österreich lebende und nahezu ausschließlich auf Deutsch schreibende Luxemburger Autor Raoul Biltgen ist Schauspieler, Psychotherapeut und der meistgespielte Dramatiker seines Landes. Diese Vielseitigkeit spiegelt sich auch im Roman „Schmidt ist tot“, der es 2018 auf die Shortlist für den renommierten Friedrich-Glauser-Preis schaffte. Atemloses Stakkato und ruhiger Erzählfluss, flotte Dialoge und sprachlich präzise Prosa, filmisch angelegte Szenen und trocken servierte Psychogramme wechseln einander darin ab. Dass die Handlung um den Namen im Titel kreist, wird durch die vorangestellten Zitate bereits angedeutet. In diesem Allerweltsnamen liegt die Tragik des Lebens (und Sterbens) des einen Schmidt, René, der sein Bruder Patrick nachgeht. Die beiden sind nicht nur räumlich – René ist nach Wien gezogen, um Maler zu werden, Patrick in Luxemburg geblieben und Lehrer geworden – getrennt. Als Patrick durch den Anruf eines „Müller, Polizei Wien“ vom Tod seines Bruders erfährt, glaubt er an einen schlechten Scherz. „Tot, ja sicher, ein Müller aus Wien, ja sicher, die Polizei, und sonst noch was?“ Trotz allen Zweifels fliegt Patrick nach Wien, steigt im Hotel Jammer ab, „nicht wegen des Namens, eher nicht“, sondern weil René in der Nähe wohnt. Patrick will ihn stellen, das geschmacklose Spiel beenden, doch sein Klingeln an der Gegensprechanlage bleibt unbeantwortet. Am nächsten Tag findet dann tatsächlich die Beerdigung des Bruders statt, zu der er von einem Polizeibeamten gebracht wird. Von diesem erfährt er, dass René ein Terrorist gewesen sein soll, der nach seiner Festnahme Selbstmord begangen hätte. Vier Menschen an einem Grab: Ein Priester, eine Freundin, ein Polizist, ein Bruder. Sonst niemand.“ In René's Wohnung, für die er von einem windigen Rechtsanwalt die Schlüssel bekommen hat, trifft Patrick diese Freundin wieder. Sie heißt Verena Engl, wurde aber von René stets Engl genannt. So bleibt auch Patrick dabei. Engl ist überzeugt, dass René kein Terrorist war. „Die hängen ihm das an.“ Patrick ist sich nicht so sicher, muss aber zugeben, dass er seinen

Bruder zu wenig gekannt hat, da sie einander „immer nur aus dem Weg gegangen“ sind. In René's Geldböse findet Patrick schließlich das Foto eines Mannes mit dem Vermerk „Klee S.“ auf der Rückseite. Das erinnert ihn an ein von René erfundenes Spiel aus Kindertagen. Es ging darum, sich möglichst ausgefallene Namen auszudenken. „René's Favorit war Nepomuk Paracelsus Wiedehopf von und zu Ammershausen-Veilchenwald und Stopftuchding.“ Jahre später meinte René bei einem seiner seltenen Besuche im elterlichen Heim, er habe „den ultimativen Namen“ gefunden. „Ich heiße Klee.“ / „Seit wann?“ / „Seit immer schon.“ Darum geht es, um den richtigen Namen, der einem nicht vorenthalten werden darf, um die großen und kleinen Lügen und deren Folgen. Verschwiegen, vertuscht, verwechselt wurde und wird viel in diesem Roman. Daran ist der eine Schmidt, René, zerbrochen und letztendlich gestorben. Der andere Schmidt, Patrick, wird überleben. Weil er (einen) Eng(e)l zur Seite hat? Nachdem sie dem lebensgefährlichen Zugriff der Polizei gerade noch entkommen sind, machen sich die beiden auf die Suche nach dem Mann auf dem Foto. Sie finden ihn auch, von einem Unfall gezeichnet, in einem ungarischen Pflegeheim. Er kann ihnen aufgrund seiner schweren Behinderung nicht weiterhelfen. Die Polizei wiederum will ihnen nicht weiterhelfen. Im Gegenteil. Es kommt zu einem Showdown, der jedem Film noir Ehre machen würde. Zum Ausklang gehen Engl und Patrick zu René's Grab. „Die überflüssigen Löcher, wo die Buchstaben S, C und H angebracht gewesen waren, sah man noch ein wenig, obwohl der Arbeiter sie mit dunkler Paste zugeschmiert hatte. Schmidt fand, dass das gut war, wie ein Schatten hinter dem neuen Namen, wie die Vergangenheit hinter dem Menschen, der sich erst hatte kennenlernen müssen.“ Das Buch dazu, eine Empfehlung.
Eva Holzmair

Isabella Breier: mir kommt die Hand der stunde auf meiner Brust so ungelegen, dass ich im Lauf der Dinge beinahe mein Herz verwechsle. Lyrikband in 12 Kapiteln. Illustrationen Hannah Medea Breier. editionfabrik transit, Wien 2019, 314 Seiten, € 17

Der erste Eindruck beim In-die-Hand-Nehmen und Durchblättern: Ziemlich dickes Buch für Lyrik, Hardcover; bunte Illustrationen ganzseitig, figurativ von Mensch über Schnecke, Rind bis Fisch, sehr ansprechend; die Texte meist linksbündig im Flattersatz, auch viele zentriert; „am Ende der Schrift / werden nämlich Typen / fallen ins Gras / und – ob plaudernd, / ob schweigend - / Schilfrohr paffen, / das in echt nie gedacht hat // die Rauchschwade wird / weiter Zeilen wirbeln: / lang viel Flow ... / im Nachhinein / kurzgehaucht ... /“ dieser Text springt zufällig ins Auge und wird selbstermächtigt zum Beginn des zweiten Eindruckes beim Lesen: Viel Zeit nehmen – Rückverweis auf den ersten Eindruck –, oftmals lesen und den Atem steuern als wäre Meditation angesagt. Irgendwann zum dritten Eindruck kommen: Ein gewichtiges Buch, das die Lyrik durch die 12 Kapitel in homöopathische Dosen gepackt hat und schon ist die Sinnentleerung für den Lyrikfreak gegeben wie aus der Büchse der Pandora. Vorsicht Lyrik! Kann Ihre Seele zum Guten verderben! Die Autorin, die schon einige Bücher veröffentlicht und ebenso Preise wie Stipendien erhalten hat, ist im Auge zu behalten!

Doris Kloimstein

Bernhard C. Bünker: Was ibableibt – Dialektgedichte. Herausgeber Manfred Chobot und Axel Karner. Verlag Heyn, Klagenfurt/Celovec 2018, 280 Seiten, € 24,90

Bernhard C. Bünker war für die österreichische Dialektliteratur mehr oder weniger unverzichtbar – sowohl als Autor als auch als umtriebiger Organisator. Als Autor blieb der gebürtige Radentheimer trotz seiner Wiener Wahlheimat und seines späteren Asyls am Ottensteiner Stausee im Waldviertel seiner Kärntner Heimat offenbar unausweglich verhaftet. Er wollte oder er konnte nur über seine „Hammat“ dichten, diese lastete unaufhaltsam auf ihm und drohte ihn zu erdrücken, obwohl er schon jahrelang in der österreichischen Bundeshauptstadt lebte. Oder wie schrieb Bernhard C. Bünker im Original: „Deswegen sog i z'haus oba nia man i daham“. Bis Bernhard C. Bünker im Jahr 2000 nach der

ersten „Wenderegierung“, an der der damalige Kärntner Landeshauptmann Haider im Hintergrund mitwirkte, Druck und Publikationen seiner Texte in Kärnten verbot. Denn: „Es ist mir nicht leicht, meine Wurzeln aus der Kärntner Erde zu ziehen, aber sie stinkt mir zu sehr nach Blut und Boden“, schrieb er in einem Brief an die IG Autorinnen und Autoren. Schlussendlich zog er sich ins Waldviertel zurück, in Rastenfeld am Ottensteiner Stausee sollte er als Fliegenfischer reüssieren, ehe er nach einer Bluttransfusion mit Hepatitis C infiziert wurde und am 16. Juli 2010 verstarb. Nun haben zwei seiner langjährigen Wegbegleiter – der Kärntner Axel Karner und der Wiener Manfred Chobot – seine Texte gesichtet, um den Nachlebenden ein wirksames und authentisches Bünker-Lesebuch zu überlassen. Es erschien in Klagenfurter Heyn-Verlag und besticht durch Einleitung, Nachruf und den dazwischen eingeschobenen sieben Kapiteln, die die wichtigsten der unzähligen Dialektgedichte des „Heimatchichters“ zusammenfassen. Um Bünkers Bild abzurufen, sollte noch erwähnt werden, dass er Zeit seines Wirkens bemüht war, die kritische Dialektdichtung durch verschiedene Veranstaltungen zu vernetzen und zu internationalisieren. Und dass manche seiner rhythmischen und äußerst melodiosen Texte unter anderem von Gottfried Gfrerer vertont wurden. Und dass er in Wiener Pflichtschulen das Fach „evangelische Religion“ unterrichtete. Zurück zum Bünker-Lesebuch und zu den Herausgebern Manfred Chobot und Axel Karner. Das letzte Kapitel titulierte sie: „Beim Schteabn is jeda allan“. Daraus ein kleines Textbeispiel mit dem Titel „Nitamol“: „Nitamol / a schoafes Kuchlmessa / weama hobn / wonn de Ongst / auf de Tia / und de Scheibn klockt“.

Beppo Beyerl

Frauenkollektiv RitClique (Hg.): Zündende Funken. Wiener Feministinnen der 70er Jahre. Löcker Verlag, Wien 2018, 366 Seiten, € 29,80

Zuerst müssen die Frauen, die zu dem Buch beigetragen haben, namentlich genannt werden, denn Autorinnen sind zu oft schon in der Geschichte namenlos geblieben oder